

ten Kultdiener wird. Zur Frage Zölibat waren jüngst mutige Äußerungen lateinamerikanischer Bischöfe zu hören. Die bedeutendste Stellungnahme im hiesigen Schrifttum ist Bischof Josef Reuss'. „In der Sorge um die Priester und das ganze Gottesvolk. Überlegungen zum Zölibatsproblem“. Von der Lösung dieser Frage hängt nicht zuletzt auch ab, wie die Seelsorge die Fragen um die Geschlechtlichkeit angeht, namentlich auch, wie sie die Frau wertet und ihr begegnet.

Der Dienst an der *Ehe* ist durch Lockerung der Strenge gegenüber bekenntnisverschiedener Partnerschaft leichter geworden. Es sollte aber darauf hingewirkt werden, daß der vortridentinische Zustand wiederhergestellt und auf die katholische Trauung als Bedingung der Gültigkeit verzichtet wird. Noch wichtiger ist es, zäh darum zu kämpfen, daß in der Sache wiederverheirateter Geschiedener der Geist des Guten Hirten mehr gilt als das Gesetz. Daß „*Humanae vitae*“ weiterhin bekräftigt wird, bleibt nahezu ohne Wirkung, da die meisten katholischen Eheleute im Widerspruch dazu ihr Gewissen selbständig bilden.

Jugendpastoral

Zumal infolge der raschen Entwicklung der Menschen und Dinge heute ist der *Dienst an der Jugend* ebenso schwierig wie verantwortungsvoll. Anders als früher wird ein Priester für die Jugend leicht zu alt. Ihre Führung wird den autoritären und den antiautoritären Stil gleichermaßen zu meiden haben. *Religionsunterricht* sollten wohl nur solche erteilen, die dafür eine besondere Begabung haben; sonst wird leicht mehr verdorben als gut gemacht. Angesichts der Abwanderung so vieler droht die Gefahr der Entmutigung und des Defätismus. Da braucht es ein Höchstmaß an Kraft des Glaubens, um Hoffnung und Zuversicht auszustrahlen.

Räte und Ökumene

Der Einrichtung der *Räte* ist hierzulande wohl durchwegs entsprochen. Der Pfarrgemeinderat besteht allerdings mancherorts fast nur dem Namen nach. Das Zusammenwirken von Priestern und Laien hat

freilich auch Schwierigkeiten in der Sache selbst. Man stelle sich nur vor, Kard. Suhard, Paris, hätte sich bei seinem Vorhaben, Arbeiter-Priester zuzulassen, mit dem Diözesanrat zu beraten gehabt!

Nicht zuletzt hat die Seelsorge mit ebenso viel Zähigkeit wie Umsicht und Geduld dem *ökumenischen Anliegen* zu dienen. Bekanntlich ist die Basis über die Kirchenleitung längst hinweggeschritten. Das ist kein guter Zustand. Gewiß soll die zunächst einmal gegebene Ordnung nicht mißachtet werden. Andererseits muß aber auch alles geschehen, um die augenblickliche Stockung zu überwinden. Darum gilt es, wenigstens die gegebenen Möglichkeiten ökumenischen Handelns auszuschöpfen. Man denke an die vom Straßburger Bischof empfohlene Eucharistische Gastfreundschaft für bekenntnisverschiedene Eheleute und ökumenische Kreise. Als wichtigste Voraussetzung für die Überwindung der Spaltung bezeichnete P. Yves Congar O. P. in ICI unmittelbar nach der an Pauli-Bekehrung 1959 erfolgten Ankündigung des Konzils durch Johannes XXIII. „die Bekehrung aller“!

Walter Dirks

Anmerkungen zur reformierten Form des Eucharistiegottesdienstes

Im folgenden gibt der Verfasser einige konkrete Anregungen, wie die Seelsorger ihre Gemeinden tiefer in die Feier der erneuerten Meßliturgie einführen können — eine weithin noch nicht hinreichend gelöste Aufgabe. red

Das Zweite Vatikanische Konzil hat eine Reform der gegenreformatorischen Meßliturgie veranlaßt, die sowohl für die szenische und sakramentale Gestalt als auch in ihr für die Texte viele Änderungen vorsieht. Die meisten deutschsprachigen Katholiken haben sich inzwischen an die in ihrer Ortsgemeinde üblich gewordenen

Formen und Texte gewöhnt, und die Heranwachsenden kennen keine anderen mehr. Sie wundern sich, wenn sie irgendwo einmal einen Priester amtieren sehen, der ihnen leise murmelnd durchweg den Rücken zuwendet. Sich an Gutes gewöhnt zu haben, ist ein Vorzug. Aber diese Gewohnheit kann auch dem bewußten und verständigen Vollzug im Wege stehen.

Notwendige Hinführung zu vertieftem Verständnis

Diese Gefahr liegt umso näher, als die Reform, so lange und so gut sie vorbereitet worden war, durch Dekrete „von oben“ eingeführt worden ist. Wer nicht durch bewußte Anteilnahme an der liturgischen Bewegung auf sie gewartet hatte, ist durch die einzelnen Schritte je überrascht worden. Leider haben viele Gemeindeleiter, welche die Reform am Ort nicht vorbereitet hatten, der Gemeinde die größeren und kleineren Änderungen auch nachträglich nicht verständlich gemacht. Einer gründlichen Verarbeitung etwa durch einen einjährigen Predigtzyklus stand auch eine Bestimmung des Reformwerkes im Wege, die an sich sinnvoll und geradezu notwendig war: die Verpflichtung zur homiletischen Predigt, welche den beliebig ansetzenden Moralpredigten und anderen Kanzel-Liebhabeereien ein Ende machen sollte. Es scheint mir, daß es auch zwanzig Jahre nach dem Konzil noch nicht zu spät ist, den Gemeinden die gültige Liturgie nahezubringen, etwa in regelmäßigen kurzen Einzel-Erläuterungen; sie dürfen der homiletischen Predigt nicht im Wege stehen, und sie brauchten das nicht zu tun.

Das Richtige für die „Volkskirche im Übergang“

Es gilt keineswegs nur, dem Ritualisten Lefèbvre entgegenzutreten. Es geht überhaupt nicht um eine Defensive: weder gegen sie noch gegen die Freunde freierer Formen der Eucharistiefeier. Für diese, auch für Versuche, sollte Platz sein; dennoch kann die vom Konzil anvisierte Normalform als solche gut begründet werden. Sie ist, wie mir scheint, nicht für die Ewigkeit geschaffen, aber sie entspricht gut dem

heutigen Zustand der „Volkskirche im Übergang“. Sie ist die Frucht eines halb-bewußten oder bewußten Konsensus, ein Kompromiß, den man realitätsgerecht und geradezu geschichtsgerecht nennen kann. Die jetzt gültige Form ist denen, welche sich als „im Übergang“ zu einer noch nicht erkennbaren evangelischeren und zeitgemäßerem Gestalt der Kirche empfinden, durchaus zuzumuten, aber ebenso denen, die sich in der Volkskirche von heute definitiv eingerichtet haben. Die Reform ist in dieser doppelten Hinsicht geradezu ein Schibboleth.

Ich möchte im Folgenden die gültige Form nicht als ganze geistlich würdigen: biblisch, dogmatisch, sakramententheologisch, pastoral, geschichtlich. Das könnte nur in großen Perspektiven geschehen. Ich erinnere nur daran, daß die vermehrten Lesungen den allzusehr nur an wenige Perikopen gewohnten Katholiken die Schrift näherbringen, vielleicht sogar ein neues Verhältnis zur Schrift anregen können. Auch formästhetische Gesichtspunkte lasse ich außer acht, so die Entrümpelung des Anfangs der Feier, der im Lauf der Geschichte allzusehr angereichert worden war. Ich bewerte sodann die neuen Formulierungen des Hochgebetes nicht, die ganz gewiß eine gründliche kritisch-unterscheidende Interpretation verdienen.

Ich will nur auf einige konkrete Elemente hinweisen, die mir als einem reflektierenden Laien im Laufe der Praxis besonders eingeleuchtet haben. Die Gemeinden sollten Freude an dem haben, was sie am Sonntag sehen, hören und in höherem Grade als früher selber sprechen und tun: gerade im Umgang mit einleuchtenden Details könnte mindestens das Interesse geweckt, vielleicht aber auch Freude ange-regt werden.

Von der „Vormesse“ zum Wortgottesdienst
Ein entscheidender Teil der Reform ist wohl von der Gemeinde verstanden worden: die Aufwertung der „Vormesse“ zum Wortgottesdienst. (Man kann das daran erkennen, daß neben der Vesper auch ein Wortgottesdienst, der an der Struktur des Wort-Teils der Eucharistiefeier orientiert

ist, gegenüber den üblichen „Andachten“ an Boden gewinnt.) Die Gemeinden haben offenbar auch ihre größere, ihre entscheidende Beteiligung und deshalb z. B. auch die Zelebration „versus populum“ verstanden.

Die Bedeutung der Muttersprache

An der Muttersprache haben allerdings außer den Ritualisten auch elitär und nostalgisch fühlende Akademiker Anstoß genommen, aber vielleicht doch auch ältere Gemeinemitglieder, die fast magisch gerade in der Unverständlichkeit der heiligen Texte ihre Kraft gesichert glaubten; schließlich Katholiken, für welche die in der einen Sprache demonstrierte Einheit der Kirche entscheidend ist. Verständnis dafür zu wecken, daß die Muttersprache als Sprache unserer normalen Kommunikation entscheidende pastorale Vorzüge hat, nicht nur vordergründig und praktisch, sondern vor allem als Sprache des Herzens im Gespräch des Einzelnen und der Gemeinde mit Gott, wird ein langer Prozeß sein; ich lege die Argumentation für sie nicht ausführlich dar. Zu betonen ist aber auch, daß die lateinische Form und der gregorianische Gesang nach wie vor erlaubt sind: wir sollten auch in den normalen Ortsgemeinden dafür sorgen, daß diese kostbaren Formen nicht vergessen werden. Nicht alle wissen, daß nicht nur der Gebrauch der Muttersprache vermehrt, sondern auch ihr Rang erhöht worden ist: ihre Texte gelten ja nun nicht mehr nur als Übersetzungen des allein authentischen lateinischen Textes, sondern sind als landessprachliche Texte der Kirche legitimiert. Das ist für das gute Selbstbewußtsein der sprachlichen Provinzen des Gottesvolkes von Bedeutung. Er hat aber auch zu mehr Freiheit geführt. Der lateinischen und als solcher fixierten Begrüßungsformel des Priesters entsprechen im neuen deutschen Schott sieben deutsche Vorschläge, der lateinischen Einleitung zum Sündenbekenntnis fünf, und auch im weiteren Verlauf werden die Zelebranten angeregt, sich je nach der Situation oder nach der Richtung ihrer Predigt für eine geeignete Formulie-

rung zu entscheiden. Gelegentlich ist sogar „ein ähnlicher passender Text“ erlaubt. Auch die Erfahrung dieser Freiheiten und Freiheit tut dem Gottesvolk gut. Wenn ein Katholik bedauert, daß nicht entsprechend dem gewichtigen hebräischen Wort „Amen“ auch ein griechisches „Kyrie eleison“ an die frühe Christenheit erinnert, uns also die geschichtliche Dimension der römischen Messe zum Bewußtsein bringt, wird er vielleicht erstaunt sein, daß die deutsche verbindliche Vorlage doch an dieser Stelle die griechische Version ausdrücklich freistellt.

Ein Schuldbekenntnis vor Gott und den Mitchristen — auch über die Unterlassungen

Im Sündenbekenntnis selbst lassen mich zwei Veränderungen nicht los. Sie haben ein Gewicht, über das sich gedankenlosgehorsame Teilnehmer der Meßfeier vermutlich kaum genügend Rechenschaft abgelegt haben. Den bösen „Gedanken, Worten und Werken“ sind die Unterlassungen des Guten hinzugefügt, sogar an erster Stelle. Ich bin gewiß nicht der einzige Christ, den das Zurückbleiben nicht nur hinter der allgemeinen Norm und dem allgemeinen Appell, sondern auch hinter den speziellen persönlichen, sozusagen biographischen Forderungen und Einladungen Gottes besonders bekümmert: „Das aber habe ich wider dich, daß du die erste Liebe nicht mehr hast“. Der zweite Punkt: Welche Entlastung muß die Mutter des Herrn darüber empfunden haben, daß sie, deren Fürbitte wir im zweiten Teil des Gebetes nach wie vor anrufen, nun im ersten nicht mehr als Adressatin des Sündenbekenntnisses genannt wird. (Frommer marianistischer Überschwang hatte früher über solche Differenzierungen hinweggesehen.) Indem wir jetzt unsere Schuld „Gott dem Allmächtigen und allen Brüdern und Schwestern“ bekennen, sind die legitimen Empfänger unseres dunklen Geheimnisses genannt: Gott, die Menschen, an denen wir versagt haben, und die Kirche. Zwei kleine Änderungen von großer Bedeutung in einem kurzen Text.

Die Bitte um den Heiligen Geist

Die Veränderung, die mir am bedeutsamsten erscheint, mag vielen noch gar nicht aufgefallen sein: die Verstärkung der Epiklese, der Bitte um den Heiligen Geist vor dem Einsetzungsbericht. (Sie war im alten Text höchstens angedeutet.) Daß der neue Text so wenig ins Bewußtsein getreten ist, mag auch mit seiner Kürze zusammenhängen. Daß man sich, anders als die Liturgien der Ostkirchen, mit einem so kurzen und also deshalb fast formelhaft wirkenden Satz begnügt hat, ist vielleicht noch eine ungewollte Folge der durch die Reform an sich so demonstrativ überwundenen gegenreformatorischen Vorstellung: wenn ein rite geweihter Priester korrekt die Einsetzungsworte spricht, ist sichere Gewähr, daß der Herr gegenwärtig wird: der Heilige Geist blieb aus dem Spiel; aus dem Geheimnis drohte ein Rechtsverhältnis zu werden. Ich wünsche mir eine stärkere und vollere Formulierung, die so intensiv ist wie etwa die so innig und kräftig flehende Pfingstsequenz. Eine Verstärkung der Epiklese würde sichtbarer machen, daß sie eine große Wendung bezeugt: die Überwindung des gegenreformatorischen Rationalismus und — was vor allem das Volk betrifft — sogar magischer Reste. Auch die jetzige kurze Formulierung kann aber durchaus Anlaß geben, darüber in und mit der Gemeinde zu sprechen.

Eine stille Wirkung in derselben Richtung (der Überwindung gegenreformatorischer Verengungen) mag auch die nüchterne und verständliche Art sein, in der der Priester heute die Einsetzungs-Worte spricht.

Eine bleibende Aufgabe: die Fürbitten

Aus dem entgegengesetzten Grund — daß man sich daran gewöhnt hat — sollte gelegentlich darauf hingewiesen werden, daß die Fürbitten nicht eine gefällige oder gar modische Zutat der Feier sind, sondern ein wesentlicher und notwendiger Teil des Gemeindegottesdienstes — ein Teil, der sowohl in der Richtung auf die großen Nöte unserer gesellschaftlichen und politischen Geschichtsstunde als auch in der Richtung auf ganz konkrete persönliche Nöte, auf

die Nähe, ausgenützt und gegebenenfalls auch ausgebaut werden sollte. Wir sollten viel Mühe darauf verwenden, diese etwas heikle Struktur „richtig“ zu machen.

Ein Händedruck als Friedensgruß

Dasselbe gilt vom „Zeichen des Friedens“, das wir einander geben sollen. Viele werden nicht wissen, daß uns nicht der Eifer besonders frommer Mitchristen diese Neuerung beschert hat, sondern daß dieses Zeichen im Ordo missae vorgesehen ist, aus sehr gutem Grund. (Wir sollten die Hemmungen der Gläubigen respektieren und einfache Formen vorsehen, etwa einen Händedruck.)

Theologisch tiefsinnige Formeln

Angenommen haben die Gemeinden die ihnen nun zugemuteten neuen Texte wie die Antwort auf den Ausruf des Priesters „Geheimnis des Glaubens“ — auch eine anti-rationalistische Formulierung, und wie großartig knapp ist in der Antwort der Gemeinde die Theologie der Eucharistie formuliert! — sowie die Doxologie nach dem Vaterunser. Ich habe erst bedauert, daß wir sie nicht um des ökumenischen Gewinnes willen wie die evangelischen Christen dem Herrengebet unmittelbar folgen lassen.

Treffe ich die Absichten der Väter der Reform, wenn ich nun der Trennung eher einen positiven Sinn abgewinne? Es liegt im Wesen der feierlichen Doxologie, daß sie ein wenig „volltönend“ ist: Reich, Kraft, Herrlichkeit, Ewigkeit: das sind keineswegs leere, aber große beschwörende Worte — das Herrengebet selbst aber ist nüchtern, ja lakonisch: man wollte durch die Trennung wohl verhüten, daß die Doxologie als Teil des Vaterunsers mißverstanden werde.

Vergessen ist (hoffentlich) das Schluß-Evangelium, dessen sporadische Formulierung es den Germanen so leicht gemacht hat, es — gegen Norden, gegen die bösen Mächte gewendet — als magische Beschwörung zu verstehen, als Schluß-Magie vor dem Verlassen der Kirche.

Ich breche ab. Es lag mir ja nur daran,

die Gemeindepfarrer, die Katechetten und alle Praktiker der Pastoral auf eine oft vergessene Aufgabe aufmerksam zu machen und aus persönlicher Erfahrung einige Anregungen zu geben. Der Wille des Konzils sollte auch im Bewußtsein der Gemeinden verwirklicht werden.

Josef Bommer

Wandel in der Bußpraxis — von der Einzelbeichte zur Bußfeier

Dem durch das Konzil in Gang gesetzten Erneuerungsprozeß der Kirche wird manchmal auch die Schuld dafür in die Schuhe geschoben, daß die Einzelbeichten so stark zurückgegangen sind. Bommer, selbst durch viele Jahre hindurch Pfarrer einer großen Gemeinde, meint, daß dies eher wegen ihrer eigenen Mängel (man denke nur an die „Beichtangst“ der Leute) als infolge der nachkonziliaren Reformen geschehen sei. Das Konzil hat sich nicht sehr ausdrücklich mit dem Bußsakrament befaßt, es hat aber eine Entwicklung ausgelöst oder beschleunigt, die längst überfällig war. — Aufgabe der Seelsorge bleibt nun die vertiefte Sorge um Buße und Umkehr bei allen Gläubigen und um deren sichtbaren Ausdruck im Sakrament und in der Feier der Kirche. red

1. Der Wandel

Wer die nachkonziliare Zeit überschaut und seinen Blick auf die innerkirchliche Situation richtet, auf all jene Änderungen und Entwicklungen, die sich im Raum des Gottesdienstes und des kirchlichen „Praktizierens“ in diesen letzten zwanzig Jahren, die seit der Einberufung des Konzils vergangen sind, begeben haben, der stößt unweigerlich auch auf die grundlegenden Veränderungen im Beichtverhalten unserer Gläubigen. Wie auf vielen anderen Gebieten des innerkirchlichen Lebens spricht und schreibt man dann von einer Krise, von der Krise des Bußsakramentes. Unter dem Stichwort „von der Einzelbeichte zur Buß-

feier“ wird dieser Wandel signalisiert. Die Zahl der Einzelbeichten hat fast überall innerhalb der Gottesdienstgemeinde stark abgenommen, ja es gibt Stadtgemeinden, wo man von einem Verschwinden der Einzelbeichte wird sprechen müssen. Mindestens ein Drittel der Kerngemeinde, wenn nicht noch mehr, lebt in ausdrücklicher Distanz zur überlieferten Form, in der dieses Sakrament bislang gefeiert wurde. An die Stelle der Einzelbeichte sind weitherum die Bußgottesdienste getreten, die in der deutschsprachigen Schweiz in der Regel vor Weihnachten und Ostern angesetzt und mit der sakramentalen Generalabsolution beschlossen werden. Diese Bußfeiern erfreuen sich großer Beliebtheit. Sie werden von Priestern und Laiengruppen oft sorgfältig vorbereitet und sind sehr gut besucht. Es gibt Großstadtgemeinden, in denen etwa vor Ostern mehrere Bußfeiern für Erwachsene, eine Bußfeier für die Betagten, eine eigene Bußfeier für Jugendliche und für die Kinder durchgeführt werden müssen, um der großen Nachfrage zu genügen. Immer noch stehen die Priester natürlich in bestimmten Beichtzeiten zur Einzelbeichte im Beichtstuhl, im Beichtzimmer oder im Sprechzimmer zur Verfügung. Es wird in der entsprechenden Unterweisung auf einen mehr persönlichen Vollzug dieses Sakramentes gedrängt. Man stellt die Gesprächsform in den Vordergrund. Man spricht und predigt von der Notwendigkeit, gewisse Probleme und Lebensfragen in der Einzelbeichte ins Gespräch zu bringen. Man empfiehlt die Einzelbeichte besonders an bestimmten Schnittpunkten des Lebens. Man erzieht die Kinder weiterhin zur Ohrenbeichte, zur Erstbeichte, wobei freilich die schmerzliche Einsicht nicht fehlt, daß die Eltern und die Erwachsenen in den meisten Fällen die Praxis der Einzelbeichte aufgegeben haben.

Zerfall oder Erneuerung?

Diese ganze Entwicklung, die natürlich nicht überall ganz gleich verläuft, kann nun je nach Standpunkt und Einstellung als *Zerfall und Krise* oder aber als *Umbruch und Erneuerung* betrachtet werden. Viele, sehr viele unserer Gläubigen reagieren mit